

Eine Gruppe Kronach und Umgebung wurde gegründet (Obmann Hauptlehrer Albrecht in Ziegelreden). Am 18. März hielt Dr. Peter Schneider in einer sehr gut besuchten Versammlung in R i m p a r einen Lichtbildervortrag über Frankens Landschaft und Volk. Den Schluß endlich mag die Gruppe O b e r n b u r g bilden, welche am 25. März zusammen mit der Orchestervereinigung einen Frankenabend veranstaltete. Die Darbietungen dieser Vereinigung zeugten von ernstem Streben, beste Musik auch dem Landvolk zu vermitteln. Hauptlehrer Lorenz Cassimir hielt dabei einen von innerer Begeisterung getragenen Vortrag über „Fränkische Musik in den letzten hundert Jahren“.

Es mag nun wohl sein, daß noch manch andere Veranstaltungen stattfanden, die nicht zur Kenntnis des Pressewartes gelangten. Aber auch die erwähnten geben schon ein Bild davon, daß trotz oder auch gerade wegen der vielfachen Nöte unserer Zeit der Frankenbund vorwärts geht und immer weitere Kreise für die Bedeutung wahren Stammesbewußtseins zu gewinnen weiß. Gleichwohl sei zum Schluß die Bitte angefügt, es möchten alle Obmänner über die Tätigkeit und Veranstaltungen ihrer Gruppen jeweils Berichte einsenden an den Pressewart Anton Fries, Würzburg, Kaiserstraße 10. Der nächste Bericht soll in den Mitteilungen vom Oktober erscheinen, weshalb um rechtzeitige Einsendung gebeten wird.

Anton Fries

Zur Kenntnis Kunl Tremel-Eggerts, der fränkischen Heimatdichterin

Von Prof. Dr. Hans Gießberger, Weixenburg

Für mein Leben gern lese ich fränkische Heimatromane. Doch ist eins vorausgesetzt: echt müssen sie sein, echt in der Form und im Inhalt. Die Landschaft darf nur das Gesicht haben, das ihr nach Stimmung, Gehalt und Farbe zukommt, die Menschen müssen denken, reden und handeln wie — nun ja, wie Franken eben. Nicht gerade unterhalten möchte ich werden, sondern miterleben will ich und dabei den Menschen recht ins Herz blicken, damit ich einmal von mir sagen könnte: nichts Fränkisches blieb mir fremd.

Da liegen nun zwei solche Romane*) ausgelesen vor mir. Verfaßt hat sie eine Fränkin, gebürtig von den Ufern des Obermain, eine Dichterin, die Land und Leute ihrer Heimat kennt wie selten eine. Und so ist es denn kein Wunder, daß sie uns diese Bücher schenken konnte, die ein leuchtender Widerschein ihrer Umwelt sind: der Welt einer jener kleinen

*) K. Tremel-Eggert, Die Rotmansteiner, München 1921 und K. Tremel-Eggert, Sanna Spitzenpfel, München 1922. Beide bei Albert Langen erschienen.

Mainstädte, deren Zauber von jeher sich in aller Herzen schmeichelte, und der Welt jenes stillen, urwüchsigten Waldgebirges, dessen Schönheit in den Wassern der Rodach sich spiegelt.

Dort, in den „Rotmansteinern“, dreht sich das Geschehen um den Niedergang der reichen, angesehenen, aber keineswegs glücklichen Burgbergbauernfamilie und um den Aufstieg des armen, doch strebsamen Siemersbein, der mit den Seinen von früh bis spät Körbe flucht und — ein Lebenskünstler — mit sonniger Heiterkeit und selbsteigener „Philosophie“ das kargliche Dasein würzt. Die „Sanna Spizenpfeil“ ist aus der Grundfrage herausentwickelt: Wie wirkt sich wahre, wie falsche Liebe aus? Dabei kommt die Dichterin nicht ganz zu dem erhebenden und befreienden Abschluß wie in den „Rotmansteinern“, die ich überhaupt für künstlerisch geschlossener und glücklicher im ganzen Wurf halte. Das soll indes kein Tadel für die „Sanna Spizenpfeil“ sein; auch kann ich mich irren. Auf alle Fälle ist jede dieser Dichtungen ein Zeugniß echter Heimatkunst.

Wie wahr und lebensvoll sind doch in beiden die Menschen gezeichnet! Mit welcher Liebe, ja Hingebung versenkt sich die Verfasserin in kleine, unscheinbare Verhältnisse! Welch köstliche Räuze stellt sie mitunter vor uns hin! Man denkt da manchmal an Raabe und seine gemüthvolle Kunst, die Vermisten und deren armseliges Erdenwallen mit dem Schimmer der Poesie zu umkleiden. Welch selbstvoll ist das Spiel im Leben der Hauptpersonen und fein beobachtet jede Wirkung dieses Wechselspiels auf das Seelische. Man fühlt, daß wirklich geschautes Leben dichterisch verarbeitet in die Erscheinung tritt. Geschickt verwebt die Erzählerin die Schicksale ihrer Helden mit Nebenhandlungen, wobei sich ihr starkes Können zeigt schildernd oder beschreibend — tiefempfunden sind die meisten Naturgemälde und Stimmungsbilder — die Umwelt ihrer Menschen zu zeichnen und so den naturnotwendigen Rahmen für die Handlung zu bauen. Glücklich ist sie im Erfinden kleiner, neckischer Zwischenfälle, die zum Ganzen sich fügen, als ob's so sein müßte. Die Sprache ist kernig, wahr, beinahe männlich-fest; sie entbehrt jeder Geziertheit und hohlen Ge-spreiztheit. Nur schade, daß sie nicht immer ganz rein ist.

Fränkische Luft weht durch diese beiden schönen Bücher. Ungern legt man sie aus der Hand, nachdem man sie mit wacher Seele gelesen. Was Tremel-Eggert in diesen Romanen niederlegt, ist große, ja anbetende Liebe zu ihrer fränkischen Heimat; was sie schreibt, kommt aus dem Herzen und geht zu Herzen. Möge es ihr vergönnt sein, auf dem beschrittenen Wege rüstig weiterzuschaffen, uns zur Freude, ihr selbst zur Ehre!

Um die Dichterin der wachsenden Gemeinde von Lesern und Freunden auch menschlich näherzubringen, sei im folgenden ein kleines Lebensbild von ihr geboten. Sie hat es mit eigener Hand entworfen und auf Wunsch

in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Es ist ergötzlich zu lesen und zeigt die gemüts tiefe Erzählart der Verfasserin im besten Licht.

Es gibt ein altes, kleines Frankenstädtchen im oberen Tale des Mains, das liegt so recht auf der Sonnenseite. Oben am buckligen, gepflasterten Berg aber steht ein altes, hohes Haus, in dem war einmal eine Werkstatt voller Gesellen und Lehrbuben und alles fertigte Maßschuhe. Feine Maßschuhe! Gelbgenähte, weißgenähte, aus glänzendem Leder und sammetweichem Leder und der Meister, der all seine Schäfte selber machte, verzierte sie noch mit feinen Knöpfchen und kunstvollen Steppereien; war er doch in vielen großen Städten gewesen und hatte etwas Nüchternes gelernt in seinem Fach. So war es denn vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht lebendig in der Werkstatt. Hatte der Meister vollauf zu tun, so mußte sich die Meisterin erst recht „tummeln“ (um einen ihr sehr geläufigen Ausdruck zu gebrauchen), hatte sie doch für Meister, Gesellen und Lehrbuben zu sorgen und für drei Buben und ein Mädel dazu. Die Kinder waren ja nun zwar, wie man so sagt „aus dem Größten“; denn das jüngste war bereits im neunten Jahr und die nun Zweiundvierzigjährige begann „aufzuschnaufen“. Da fällt es dem Gebalter Storch ein, nochmal seinen Besuch anzukündigen. Man war wohl nicht gerade erbaut von dem abermaligen Zuwachs; wie jedoch schließlich das winzig-kleine Mädel ankam, da schlossen sie es alle gar schnell ins Herz.

Das war am 24. Januar 1889 zu Burgundstadt in Oberfranken und das kleine Mädel, in der Familie späterhin das „Jammtraßig“ genannt, war ich. Damals wohnten meine Eltern noch in Miete, zwei Jahre später zogen wir in unser eigenes Haus und ich zog natürlich mit, das heißt, ich forderte unbedingt für voll genommen zu werden und schleppte ein Trumm uns andere ins „neue“ Haus. Am andern Tag lag ich auf unserm schwarzen Ledersofa, war mit Vaters Filzjoppe zugebedt und man sagte mir, ich sei krank. Ringsum stand und lag noch alles kreuz und quer. Da wollte ich nicht liegen bleiben; aber unser langjähriger Geselle, „der Anton“, ein Böhme, neigte sich über mich und die Tränen rollten ihm über die Backen, während er mich wieder fest zubeckte.

Das ist die früheste Erinnerung, die ich habe; man sagte mir später, daß ich mich damals beim Umzug erkälte und das „Gfreich“ bekommen hatte. Aber ich war bald wieder obenauf und gesund. Bis ich in die Schule kam, wo ich dann ungewöhnlich aufschloß, war ich ein kleines, geschäftiges Ding, das Gott und die Welt in Grund und Boden hineinfragte. Alles wollte ich wissen, alles. Oft haben Vater und Mutter geschmunzelt; aber Antwort wußten sie immer. Etwas anders war's bei meiner um zwölf Jahre älteren Schwester. Der wurde es manchmal doch zu viel und dann klappte sie plötzlich in überaus komischer Weise zusammen, ließ Arme und Beine „schlammern“ und versicherte mir mit lallender Zunge, nun sei sie völlig „kaput“ gefragt und gar nichts Wissenswertes mehr in ihr drin.

Diesem Umstande oder vielmehr Zustande meiner Schwester, der mir immer einen heillosen Schrecken einjagte, danke ich das lebhafteste Erinnern an meine unerfättliche Wissensbegierde. Doch ich forschte auch selbst; mir genügte es nicht, nur Tag um Tag Arme voll Blumen heimzuschleppen, so daß man Milchhäfen und Maßkrüge zu Hilfe nehmen mußte, um sie alle unterzubringen, ich zerteilte und studierte sie auch bis ins Herz hinein und diesem „Studium“ danke ich es wohl auch, daß ich an jedem Ding, das ich beschreiben will, die kleinste Kleinigkeit kenne, ohne mir bewußt zu sein, daß ich's daraufhin einmal betrachtet habe.

Jeden Frühling bekam ich eine Herde Gänse, da hatte ich Arbeit bis in den Herbst hinein und lernte die Natur kennen in jeder Stimmung und Färbung.

Wie ich elf Jahre zählte, starb meine Mutter.

Auf ihrem überaus schmerzlichen Krankenlager sagte sie wohl hundertmal zu mir: „Wenn ich wüßte, wie's dir amol geht, sterbet ich leicht und gern.“ Um die anderen sorgte sie sich nicht. Täglich gab sie mir gute Lehren und die allerbeste hatte sie mir doch schon längst gegeben, das Beispiel eines Lebens voll tiefer Güte, voll Selbstlosigkeit, voll unentwegter

Arbeit und Aufopferung, von einer beispiellosen Anspruchslosigkeit und einem solch herrlichen, goldenen, alles überströmenden Humor, daß ich noch heute meine, ihr tiefes Sagen zu hören. „Nichts ist das Leben, alles ein großes, großes Nichts,“ sagte sie gar oft und sie hatte es doch so gern.

Wenn ich an meine Mutter denke, ist es mir heilig ums Herz.

Als ich 14 Jahre zählte, heiratete meine Schwester und nun sah ich mich plötzlich an der Spitze des Haushalts. Ich sage nicht, daß es leicht war, doch nach und nach bekam ich alle Fäden in die Hand, und da Vater mir half, wo er konnte, so wuchs ich hinein in die Arbeit und ins Leben und wußte kaum wie. Waren meine Tage drangvoll Arbeit, so hatte ich in den Abendstunden beim Strickstrumpf und meinen Büchern. Wenn ich nicht dabei las, wollte der Strumpf mir nicht fertig werden, so las und strickte ich mich durch die zwei Leihbüchereien des Städtchens und so ziemlich durch alle Bücherschränke dazu. Daß ich aber auch alle „Kerweßn“ (Kirchweihen) durchtanzte und meinen Fasching dazu, darf nicht ungesagt bleiben. Und Vater ließ mich gerne gehen; wenn's aber zu dunkeln anfang, war er da und holte mich ab samt meinen Freundinnen und er sah streng darauf, daß jede beim Häufen blieb. Am 16. Januar 1914 starb er. Ich fand ihn tot im Bett. Herzschlag.

Im August darauf kam der Krieg. Vierzehn Tage später waren ein Lehrlinge und ich die einzigen Hausbewohner. Wir führten das Geschäft und den Laden weiter, so gut und so schlecht es eben gehen wollte. An Hand meiner Zeitungen, die ich mir hielt, lebte ich alles mit. Hatte ich schon einige Jahre vorher ein paar kleine Gedichtchen gemacht, so wuchsen sie mir nun schodweise und im Lokalblatt standen wahrlich genug davon. Meine erste Erzählung aber schrieb ich unter dem mächtigen Eindruck des Abschieds von meinen ins Feld ziehenden Schulfkameraden. Ich schickte sie an die „Prophäen“, vierzehn Tage später war sie gedruckt. Ihr folgten weitere, auch in verschiedenen anderen Zeitungen, besonders im „Frankf. Kurier“. Doch mein erstes größeres Werk schrieb ich erst als Frau und ich sage es offen, es wäre vielleicht heute noch nicht geschrieben, wenn mein Mann nicht wäre und wenn er nicht so wäre, wie er eben ist. Immer wieder mußte ich ihm von meiner Heimat erzählen und er wurde nicht müde, meinen Plänen zu lauschen, meine Hoffnungen zu nähren, meinen Wünschen den Boden zu bereiten. Und eines Tages sah ich da und fing an zu schreiben, kochte, segte, putzte dazwischen, schrieb, schrieb und vier Wochen später war es fertig. Auf Anraten meines Mannes schickte ich es Ab. Langen, es schien mir eine unerhörte Frechheit, denn kein Mensch hatte mehr Achtung vor anerkannter geistiger Arbeit als ich. Das war Mitte Februar 1920. Vierzehn Tage später, gerade am Kunigundentag, kam ein Brief, der brachte mir das schönste Namensstagsgeschenk meines Lebens.

Am andern Tag unterschrieb ich bei Langen meinen Vertrag.

Im Frühjahr 1921 kamen dann meine „Rotmansteiner“ heraus, denen heuer (1922) die „Sanna Spigenpfeil“ folgte. Fürs nächste Frühjahr ist auch schon eine lustige Geschichte fertig, die trägt den Titel „Fazer Rapps und seine Peiniger“. Hoffen wir, daß sie durch die Zeitverhältnisse nicht am Erscheinen gehindert wird. Und was nun weiter kommt? — — —? Arbeit, frohe Arbeit. Denn so wie sie macht uns doch nichts glücklich und zufrieden, über sie geht nichts in der Welt.

Vom Germanischen Museum in Nürnberg

Wie wir dem 69. Jahresbericht (1922) des Germanischen Museums in Nürnberg entnehmen, sah sich dessen Leitung im vergangenen Jahr vor besonders schwierige Aufgaben gestellt. Der Sturz der Mark zwang zu größter Einschränkung und beeinträchtigte in empfindlicher Form die Kaufkraft. Dies machte sich um so unangenehmer fühlbar, als zu den vielen schon bestehenden Aufgaben des Museums noch eine kulturwichtige neue Aufgabe hinzugetreten ist, nämlich die, wertvolle deutsche Kunstwerke vor der Gefahr der Abwanderung ins Ausland zu retten. Die geleistete Arbeit war nicht vergebens, da im vergangenen Jahr die Höchstzahl an Besuchern seit dem Bestehen des Museums erreicht